

Scheitern – was ist das?

Bevor wir uns aber den Formen des Scheiterns sowie den Reaktionsmustern darauf zuwenden, ist es wohl angemessen, vielleicht gar erforderlich, sich erst einmal darüber zu verständigen, wovon überhaupt die Rede ist. Denn gerade, wenn der Begriff ‚Scheitern‘ von überwältigender Weite ist, ist es für das Kommende hilfreich, sich zunächst einmal zu vergegenwärtigen, welcher Ausschnitt dieses weiten Begriffshorizontes nachfolgend angesprochen und der Darstellung zugrunde gelegt ist. Bereits hierbei zeigt sich, dass eine derartige Festlegung gar nicht so einfach ist. Denn es gibt einerseits einen klaren Anwendungsbereich, der uns allen sofort als Assoziation an diesen Begriff einfallen würde. Doch dann gibt es einen solchen, bei dem eine solche Klarheit gerade nicht besteht; letzteres sind Fälle, bei denen man sich teilweise sogar darüber streiten könnte, ob sie überhaupt ein Beispiel für ein Scheitern abgeben.

1. Der klare Kern

Grob gesprochen, ist Scheitern wie eine Wand, gegen die wir stoßen, oder es ist – ein anderes Sprachbild verwendend – der Teppich, der einem unter den Füßen weggezogen wird. Es gibt noch viele weitere Ausdrücke und Beschreibungsvarianten, denen allen in irgendeiner Weise gemein ist, dass der Begriff ‚Scheitern‘ ein – von wem auch immer – gesetztes Ziel voraussetzt, das nicht erreicht wird. Ohne Ziel kein Scheitern. Nur auf den ersten Blick erstaunlich, gilt das auch für die elementarste und fundamentalste Form des Scheiterns: die Sterblichkeit des Menschen. Das Ziel hier ist ebenso unrealistisch wie uralte wie revolutionär – nämlich die Idee der Unsterblichkeit. Sie ist es, die der harten Realität der jeden einzelnen von uns betreffenden physischen, durch die Evolution zwingend vorausgesetzten Gegebenheiten schon seit ewigen Zeiten einen Kontrapunkt setzt, am prominentesten wohl in Gestalt eines oder auch mehrerer (vieler) Götter, bei denen diese Idee des ewigen Lebens verwirklicht ist und damit den Sterblichen vorexerziert wird.

Die nach der altgriechischen Mythologie den Göttern dienende Speise Ambrosia leitet ihren Namen aus einer protoindoeuropäischen Sprache ab und bedeutet so etwas wie un-tot,

mithin unsterblich. In der hinduistischen Mythologie ist das aus demselben Wortstamm abgeleitete Amrita ein Getränk, das auch die Götter zu ihrer Unsterblichkeit benötigen. Und im alttestamentarischen Paradies steht neben dem uns allen bekannten Apfelbaum ein weiterer Baum, hinsichtlich dessen Gott selbst dafür Sorge trägt, dass er Adam und Eva unzugänglich bleibt: Das ist der Baum der Unsterblichkeit. Um zu verhindern, dass sie auch noch von diesem kosten, vertreibt Gott die beiden aus dem Paradies. Hinter diesen Beispielen verbirgt sich ein ziemlich stichhaltiges Indiz dafür, dass die allen Menschheitserfahrungen widersprechende Idee der Unsterblichkeit sehr, sehr alt ist.

Bei den Xhosa in Afrika ist die Sterblichkeit über die Menschen gekommen auf Grund der Schläfrigkeit des Chamäleons! Es stritten sich nämlich die Herrscher der Erde, ob die bis dahin unsterblichen Menschen nicht vielleicht doch sterblich sein sollten. Die Gruppe derjenigen, die für die Beibehaltung der Unsterblichkeit plädierten, wollten ein Chamäleon die Nachricht an den Schöpfer im Himmel überbringen lassen, die für die Sterblichkeit Plädierenden wählten als Boten eine Eidechse. Beide Seiten einigten sich sogar noch darauf, dass das Chamäleon einen Vorsprung erhalten sollte, weil es ja langsamer als eine Eidechse ist. Und dann ... dann schläft das Chamäleon auf dem Weg ein, so dass die zuerst eintreffende Eidechsenbotschaft schließlich vollendete Tatsachen schafft. Hier wie überall also: Der Stecker wird irgendwann einmal jedem von uns gezogen, mögen die Vorstellungen von dem ewigen Leben (oder um im Bild zu bleiben: der fortdauernden Stromversorgung) auch noch so lebensnah und realistisch sein.

Im Krieg, im Sport und im Spiel ist das (gegebenenfalls auch nur sich selbst gesetzte) Ziel das Siegen-Wollen. Die Abgrenzungen zwischen diesen Aktivitäten sind übrigens alles andere als eindeutig; das zeigen teilweise auch heute noch beispielsweise Fußballderbys etwa in Belgrad, Glasgow oder auch andernorts, wo das „Spiel“ oftmals als ein stilisierter Kampf oder gar Krieg zwischen verschiedenen Ethnien oder Religionen verstanden wird, insbesondere von den jeweiligen Fans. *Franklin Foer* beschreibt das eindringlich in seinem Buch „How Soccer Explains the World“. Mit dem Begriff ‚Fußballkrieg‘ als Folge des WM-Qualifikationsspiels zwischen Honduras und El Salvador am 14. Juli 1969 ist diese Grenzverwischung zwischen Spiel und Krieg sogar in die Geschichtsbücher eingegangen. Im Mittelalter waren die Turniere regelmäßig den Rittern, also Kriegern, vorbehalten, die etwa beim Lanzenstechen so etwas wie ritualisierte Ernstgefechte „spielten“.

Vor diesem Hintergrund wird der olympische Slogan „Dabei sein ist alles“ erst in seiner ganzen Dimension erkennbar; er ist nichts Geringeres als der grandiose Versuch, Druck abzubauen und das Gefühl des Scheiterns von vornherein, wenn nicht komplett zu bannen, dann doch zumindest für die Dauer der Spiele abzumildern. Das Ziel in der Zeit davor ist freilich für jeden einzelnen Sportler wiederum dadurch vorgegeben, dass die Qualifikation zum Dabei-sein erfüllt werden muss. Zur Abrundung mag noch in Erinnerung gerufen werden, dass die ursprünglichen olympischen Spiele im Olympia der antiken Peloponnes dadurch einen ganz besonderen Stellenwert in der antiken Welt einnahmen, dass während ihrer Dauer die Waffen ruhen mussten und somit den ‚olympischen Frieden‘ ergaben.

Eine scheinbar recht junge Erscheinungsform der Zielvorgabe geht mit dem neuen Tätigkeitsfeld des Influencers einher. Indem bzw. soweit er äußerliche Schönheits- und Wohlstands Ideale instrumentalisiert, verursacht er (sie) – je krasser, desto mehr – Defizitgedanken und damit Gefühle des Scheiterns bei den Followern. Der Sache nach ist dieses Verhaltensmuster alles andere als neu. Schon immer wurde das Leben der Schönen und Reichen intensiv verfolgt, bewundert, nachgeahmt und beneidet – und auch das nicht erst seit Erfindung der Regenbogenpresse.

Ein kleiner, aber ungemein erhellender Beleg für die weite Verbreitung dieses Phänomens bereits vor längerer Zeit ergibt sich allein schon aus dem Titel der ersten Vorlesung, die in deutscher Sprache an einer deutschen Universität gehalten worden ist. Der Aufklärer *Christian Thomasius* gab sie an der Universität in Halle im Wintersemester 1687/1688, und sie handelte nicht etwa davon, dass die deutsche Sprache gut auch für die Wissenschaft taugte, oder dass in Deutschland so mancher kluge Kopf so manche kluge Idee hervorgebracht hatte; sie war vielmehr ein ‚Discours – Welcher Gestalt man den Franzosen in gemeinen Leben und Wandel nachahmen solle‘. Der große Influencer damals für Fürsten wie Bürger eines ganzen Reiches waren also ‚die Franzosen‘. So gesehen stellt die „Errungenschaft“ der Influencer der heutigen Zeit auf den diversen social-media Plattformen allenfalls eine gewisse Demokratisierung der Zielfiguren des Anhimmeln dar.

Ein Ziel kann aber auch indirekt vorgegeben sein, etwa wenn sich der junge Parzival trotz seines durchaus drängenden Mitgefühls aus vermuteten Gründen der Etikette nicht dazu durchringen kann, ausdrücklich den erkennbar leidenden, nach Erlösung lechzenden Amfortas

nach seiner Wunde zu fragen. Oder wenn die Familie der Buddenbrooks dem scheinbar naturgesetzlichen Zug des Niedergangs über mehrere Generationen hinweg folgt. In gewisser Weise taucht dieser Gedanke auch in *Dschingis Aitmatows* Roman „Der Junge und das Meer“ auf. Da fahren im selbstgebauten Kanu der Vater Emrajin sowie zwei weitere Männer mit dem jungen Sohn Kirtisk aufs Meer zur Robbenjagd hinaus, damit der Sohn das Meer kennenlerne und mit ihm Freundschaft schließe. Weil ein Sturm sie von der geplanten Route abbringt, verdursten die drei Männer einer nach dem anderen, weil sie die letzten Tropfen aufheben für Kirtisk. Er, die nächste Generation also, überlebt auch tatsächlich. In einem noch größeren Zusammenhang gesehen ergibt sich ein indirekt vorgegebenes Ziel dann, wenn man mit *Oswald Spenglers* ungemein einflussreichen und anregenden ‚Der Untergang des Abendlandes‘ einen inneren Rhythmus der kulturellen Auf- und Abschwünge der Kulturen erkennen will.

Ganz besonders interessant ist es, wenn uns die Kultur Ziele vor Augen führt, deren Nichterreichen wir kaum noch als ein Scheitern empfinden, weil uns der Zustand des Scheiterns fast schon als vorgegeben oder gar unabänderlich erscheint. Bei den vielen Gemälden, die unter dem Titel „Arkadien“ oder „bukolische Landschaften“ daherkommen und in unzähligen Museen dieser Welt hängen, ist die Grenze zu dem von uns dann als Kitsch degradierten Sujet nicht immer in weiter Ferne. Ihnen allen ist aber gemeinsam das friedvolle, besinnliche Leben. Bei dem Maler *Giovanni Francesco Guercino* ist rechts unten im Bild auf dem Sockel eingraviert „et in arcadia ego“; auf dem Sockel befindet sich ein Totenkopf, den zwei Hirten versonnen-grübelnd betrachten. Sie scheinen darüber zu sinnieren, dass angesichts des doch ohnedies uns alle ereilenden Todes alles so schön und friedvoll sein könnte.

Bei *Henri Rousseau* sind in seinem Gemälde ‚Der Traum‘ Mensch, eine nackte Dame, und Tiere, u.a. Löwen(?), sogar friedlich vereint. Anders ist das jedoch bei seinem philosophischen Namensvetter *Jean-Jaques Rousseau*, der sich darauf beschränkt, ein friedvolles Leben lediglich als den Urzustand der Menschen zu sehen und sich somit in eine Reihe mit dem biblischen Bericht vom Paradies zu stellen. Am eindringlichsten jedoch wird einem das Scheitern vor Augen geführt durch *Gotthold Ephraim Lessings* Ringparabel aus seinem dramatischen Gedicht ‚Nathan der Weise‘. Darin wandelt er eine der Erzählungen aus *Giovanni Boccaccios* ‚Dekameron‘, genauer: die dritte des ersten Tages, ab, um damit dem fragenden

Sultan Saladin die Gleichwertigkeit und Gleichhaftigkeit von Judentum, Christentum und Islam zu erklären.

Diese Geschichte geht so: In einer Familie war es Brauch, dass der Vater an seinem Lebensende seinen kostbaren Ring jeweils seinem Lieblingssohn übergibt, so dass der Ring im Laufe der Generationen von einem Lieblingssohn auf den nächsten überging. Der Ring hatte die besondere Fähigkeit, den jeweiligen Träger „vor Gott und den Menschen angenehm zu machen, wer in dieser Zuversicht ihn trug.“ Dann aber kam ein Vater, der hatte drei Söhne, und alle drei liebte er gleichermaßen. In seiner Not, sich entscheiden zu müssen, dies aber nicht zu wollen und zu können, ließ er heimlich zwei identische Kopien des Ringes herstellen und schenkte je einen jedem seiner Söhne.

Nach dem Tod des Vaters jedoch kommt es, wie es kommen muss: Es bricht Streit unter den Dreien aus, welcher Ring der echte und wahre sei. Ein Richter soll es schließlich entscheiden; der aber sieht sich dazu außerstande – durchaus verständlich. Deswegen gibt er den Söhnen mit auf den Weg, dass sie sich damit begnügen sollten, dass ihr Vater sie alle drei offenbar gleichermaßen geliebt hatte, und dass sie je für sich an die Kraft ihres Ringes glauben und sie zu verwirklichen trachten sollten. Eine Aufforderung also, sich Gott und den Menschen angenehm zu machen. Nach dieser Lektüre empfindet man geradezu physisch, wie defizitär und als Scheitern kaum mehr wahrgenommen derartige Bemühungen in der heutigen, aggressionsgeladenen Atmosphäre sind.

Wenn also nach dem Voranstehenden zunächst eine Zielsetzung erforderlich ist, um anschließend von einem Scheitern sprechen zu können, impliziert dieses Empfinden die im bisherigen Verlauf der Evolution wohl nur dem Menschen in großem Stil mitgegebene Fähigkeit, in Kausalitäten und damit in Zeitkategorien denken zu können (vielleicht ist genau das aber auch nur eine unselige Vorstellung, die sich paradigmatisch aus der alttestamentarischen Vertreibung von Eva und Adam aus dem Paradies herleitet – einer Geschichte also, die ein gewaltiges Scheitern an den Anbeginn des Menschenloses stellt). Auch wenn einzelne Tierarten durchaus Mittel einsetzen können, um einen weiteren Zweck zu erreichen (oder auch zu verfehlen), ist es doch sehr zweifelhaft, ob sie – wie der Mensch – mehrere Scheiternerlebnisse zu einem einheitlichen Erfahrungsstrang zusammenfassen können.

Der Mensch dagegen konnte das offenbar schon recht früh. So sind die ältesten archäologisch nachgewiesenen Produkte von menschlicher Tätigkeit Gräber. Das ist insofern aufschlussreich, als der Bau einer Grabstätte voraussetzt, dass den Menschen nicht nur die eigene Vergänglichkeit bewusst ist, sondern dass sie darüber hinaus auch ein Gefühl dafür haben, dass man sich über das eigene Schicksal nach dem Ende des Lebens Gedanken machen sollte. Überhaupt führt bereits das schlichteste Nachdenken über das eigene und das Leben der anderen zu der Aporie, sich die Existenz meiner selbst und die eines jeden anderen als einen Zustand zwischen einem früheren und einem späteren Nichts vorstellen zu müssen; so ähnlich formuliert das übrigens auch der Paläontologie-Professor Kuckuck im Nachtzug von Paris nach Lissabon Felix Krull gegenüber (das nie fertiggestellte Gesamtkonzept dieser Erzählung sollte nach der Planung *Thomas Manns* in einem großen Scheitern enden: Der sechste Band sollte nach Thema haben: der Kleinen Ende. Flucht. Ende).

Es steht zu vermuten, dass eben jene Aporie der Vorstellung eines konkreten Etwas zwischen zwei Nichtsen wohl enorm angewachsen sein wird, als Philosophen wie *Parmenides*, *Aristoteles* und *Boethius* schon vor langer Zeit den Satz herausgearbeitet hatten, dass nichts von nichts komme: *Nam nihil ex nihilo existere vera sententia est*. Im neutestamentlichen Brief an die Hebräer (11.3) findet man eine Anspielung auf die *creatio ex nihilo*, die in der frühchristlichen Theologie einen zentralen Diskussionspunkt bildete:

Durch den Glauben merken wir, dass die Welt durch Gottes Wort fertig ist, dass alles, was man sieht, aus nichts geworden ist.

Für *Gottfried Wilhelm Leibniz* ist diese Grundfrage der Philosophie Kern- und Ausgangspunkt seiner philosophischen Überlegungen: „Warum gibt es überhaupt etwas und nicht vielmehr nichts?“ Für *Martin Heidegger* ist diese Frage zwingend bei jeder Überlegung mitgedacht.

Aber, wie buchstäblich jedem einzelnen Menschen auf der ganzen Welt bestens vertraut, auch im kleineren Rahmen des alltäglichen Lebens kommt es praktisch tagein, tagaus zu Spannungen zwischen dem Vorgestellten, Gewünschten oder Angestrebten und dem tatsächlichen Verlauf der Dinge. Wir verpassen einen Zug, der Kuchen kommt tiefschwarz aus dem Ofenrohr, die Klassenarbeit ist vergeigt, der Akku des Handys ist leer, usw., usf. Diese Abweichungen sind je eine Form des Scheiterns, das etwa *Buster Keaton* in seinen Stummfilmen zu einer der lebenswürdigsten Hommagen an diese Menschheitserfahrung veranlasst hat. Wie überhaupt eine von dem Definitionsversuch zu trennende Frage die ist,

wie der Einzelne mit dem Scheitern umgeht. Darüber werden wir gleich anschließend eingehender zu sprechen haben.

Zusammenfassend muss die, letztlich ganz banale Feststellung genügen, dass sowohl die objektive Seite des Scheiterns (also ein missglückter Versuch, den Mont Blanc zu besteigen, die Erkenntnis der Sterblichkeit des Menschen, die Niederlage beim Basketballspiel, etc.) als auch deren subjektive Seite (was empfinde gerade ich als Scheitern, und wie gehe ich damit um) so viele Schattierungen aufweist und so vielfältig ist wie das tägliche Leben auf Erden. Dass sich auch die Kulturschaffenden mit diesem Alltagsphänomen auseinandersetzen, ist demnach nicht wirklich verwunderlich, bedingt aber, dass alle nachfolgenden Darstellungen notwendigerweise Stückwerk bleiben müssen und deshalb bestenfalls als ein winziges Panoptikum einer praktisch globalen Kulturgeschichte dienen können.

2. Der unklare Randbereich

Wie zuvor schon angedeutet, handelt es sich beim Scheitern keineswegs um einen eindeutigen Vorgang bzw. ein rein objektives Vorkommnis. Zwar löst das Wort „Scheitern“ sofort Assoziationen in alle möglichen Richtungen aus und ruft vermutlich bei jedem von uns Erinnerungen an konkrete Fälle hervor; da ist dann zwangsläufig vieles von dem durch subjektive Einschätzungen, Gewohnheiten und Gepflogenheiten gewonnenen eigenen Erfahrungsschatz durchsetzt. Damit ist nicht nur die Banalität gemeint, dass etwa im Sport die Niederlage den Sieger freut, den Besiegten aber ärgert, sondern mehr noch die vorgelagerte Frage danach, ob überhaupt ein Scheitern vorliegt. Fast jeder Schauspieler, Musiker oder sonstiger Live-Performer kennt das. Im Anschluss an eine Vorführung kommt es zur Selbstkritik: An der Stelle habe ich Mist gebaut, dort habe ich einen Patzer gemacht, hier habe ich mich verhaspelt und kein einziger der Zuschauer oder Zuhörer merkt es. Oftmals sogar nicht einmal der Kritiker.

Demnach kann die Frage danach, ob ein Scheitern vorliegt, in vielen Fällen von unterschiedlichen Personen ganz unterschiedlich beantwortet werden. Paradigmatisch für solch ein schillerndes, nicht eindeutig zuordenbares Phänomen ist für jeden, der je in die Märchen der *Gebrüder Grimm* hineingeschaut hat, natürlich das Märchen vom Hans im Glück. Es ist

bestimmt keine gute Idee, und man sollte es sich zweimal überlegen, ihn als Anlageberater für das eigene Vermögen anheuern zu wollen. Doch wie Hans auf dem Heimweg sein Vermögen (immerhin einen Klumpen Gold) im Tauschhandel letztlich bis auf null reduziert und sich dabei dann schließlich als glücklichsten Menschen auf der Welt sieht, kann man als Metapher unfassbarer Torheit oder aber auch als Beleg großer Weisheit sehen. Immerhin findet er sein Glück im Frei-sein von materiellen Gütern. Die weiter unten, bei der Erklärungsreaktion noch anzusprechenden kynischen Philosophen aus der Zeit des Hellenismus hätten Hans vermutlich als ein Musterexemplar ihrer Lebenshaltung angesehen und hätten ihn entsprechend gefeiert. Ein anderes Beispiel für das antagonistische objektiv und subjektiv ergibt sich aus *Franz Schuberts* „Unvollendete“: Ist diese hinreißend schöne – und nicht ohne Grund dermaßen berühmte – (Halb-)Symphonie in h-Moll mit ihren nur zwei (statt den üblicheren vier) Sätzen ein Beleg für ein Scheitern? Schubert hat zwar Entwürfe für einen dritten Satz hinterlassen, wollte also zumindest ursprünglich wohl in den traditionellen Bahnen verbleiben, hat dann aber offenbar doch den Plan aufgegeben, die nach dem Herkommen gebotenen vier Sätze zu komponieren. Ist er damit also gescheitert? Man kann aber auch zur Rettung vor einem solchen Urteil schwerlich sagen, dass die Beschränkung einer Symphonie auf zwei Sätze eine radikale Neuerungs-idee von Schubert gewesen sein könnte. Denn die nachfolgende, Schuberts letzte Symphonie, die posthum dann im Leipziger Gewandhaus von *Felix Mendelssohn Bartholdy* uraufgeführt wurde, hatte wieder vier Sätze.

Es ist wohl noch deplatziertes als über eine Symphonie von Weltruhm über ein ganzes Leben, noch dazu eines der größten Meister der deutschen Sprache, eines großen Philosophen und Schriftstellers das Urteil eines (und sei es auch nur ein potentiell) Scheiterns auszusprechen. Und doch wünscht man sich nach der Lektüre von *Irvin Yalom's* ‚Und Nietzsche weinte‘, dass die Psychologie schon zu dessen Zeit soweit fortgeschritten gewesen wäre, dass sie *Friedrich Nietzsche* als Patienten hätte helfen können um seine Schaffenskraft zu verlängern.

Einen schwankenden Boden der Ungewissheit über Scheitern oder Nicht-Scheitern hinterlassen Kunstwerke, die zu den berühmtesten und schönsten gehören, die die Kunstgeschichte zumindest des Abendlandes aufzubieten hat, und die von Künstlern allerhöchsten Ranges wie etwa *Sandro Botticelli* und *Michelangelo Buonarroti* (in seiner ‚Geschichte der Kunst‘ nennt *Ernst H. Gombrich* noch weitere) geschaffen worden sind. Bei genauem Hinsehen erkennt man bisweilen eklatante physiognomische Fehler, die bei Künstlern geringerer

Kunstfertigkeit dazu geführt hätten, dass die Werke hätten eingestampft werden müssen. Bei Künstlern dieses Kalibers bzw. dieser Genialität aber bedarf es des expliziten Hinweises, um diese Fehler überhaupt zu erkennen (und genau aus diesem Grund werden diese Hinweise hier nicht gegeben, weil sie dazu führen, dass unfassbare Schönheit und sonstige Perfektion reduziert wird auf die Fixierung dieses einen Makels – so wie bei den damals noch in einem Zug aufgenommenen Schallplatten der eine Fehler etwa des *Georg Kulenkampff* in der Kadenz des ersten Satzes des Beethoven'schen Violinkonzertes die ansonsten nahezu perfekte Aufnahme bzw. deren Genuss überproportional beeinträchtigt). Hier ganz besonders spricht der Verfasser aus ureigener, ihn immer wieder aufs Neue ärgernder Erfahrung.

Und noch ein ganz anderes Beispiel eines Vorgangs, der zwischen den Polen Scheitern und Nicht-Scheitern rochiert, ergibt sich aus der Geschichte des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation. Bekanntlich war dieses Gebilde seit jeher mehr Fiktion als Wirklichkeit, sowohl in seinem ursprünglichen Anspruch, Nachfolger des Heiligen Römischen Reiches zu sein, als auch später, als mit dem Aufkommen nationalen Selbstverständnisses der Zusatz ‚Deutscher Nation‘ angefügt wurde. Die Wirklichkeit sah vielmehr so aus, dass da ein Konglomerat von teilweise über 400 Einzelstaaten unter ein als gemeinsam angenommenes Dach gestellt war, das von einem herumreisenden Kaiser und einigen Zentralinstitutionen wie dem Reichskammergericht mehr nominell als faktisch zusammengehalten wurde. Es hing von der Persönlichkeit des jeweiligen Kaisers und von den gerade bestehenden politischen Gegebenheiten bzw. Machtkonstellationen ab, wie stark und dominant diese Zentralgewalt auftreten konnte.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts erschien genau ein solch loser und lockerer Zusammenschluss den ursprünglichen dreizehn Einzelstaaten der nachmaligen Vereinigten Staaten von Amerika eine Zeit lang als so attraktiv, dass sie ihn für ihr geplantes Gebilde dort in der neuen Welt zu kopieren vorschlugen. Tatsächlich besuchte im Jahr 1766 niemand geringerer als *Benjamin Franklin* den damals führenden Reichsjuristen *Johann Stephan Pütter* in Göttingen, um sich von ihm über die Details der „Verfassung“ des alten Reichs aufklären zu lassen. Die dabei gewonnenen Einsichten übten zwar in der Verfassung von 1787 eine marginale Rolle (man orientierte sich dann doch eher an dem Vorbild des Bündnisses zwischen England und Schottland), doch waren sie immerhin wichtig genug, um die Ablehnung dieses

Vorbilds öffentlich zu diskutieren. Das geschah durch die berühmten „Federalist Papers“ aus den Federn von *Alexander Hamilton*, *James Madison* und *John Jay*. In diesen insgesamt 85 Pamphleten schrieben sie so etwas wie einen Kommentar zu der neuen Verfassung. Im 19. dieser Pamphlete erläutern sie dabei ausführlich, warum man nicht dem Vorbild der Heiligen Nation Deutschen Reiches gefolgt ist; letzten Endes einfach deswegen, weil sich die gelebte Praxis, anders als das theoretische Konzept, als wenig attraktiv erwies.

Nun muss dieser bis hierher erzählte Geschichtsverlauf nicht notwendig als ein Scheitern aufgefasst werden. Dazu kommt es erst, wenn man die gerade gegen Ende des 18. Jahrhunderts und besonders im Zusammenhang mit der Auflösung des Reichs intensivierte Diskussion um die Einführung einer deutschen Nation mit in den Blick nimmt. Das Vorbild von Frankreich und England war offenbar ein Stachel im Fleische vieler Deutscher, die sich nach einem engeren Zusammenschluss sehnten. In der Sphäre des damaligen Rechtslebens beispielsweise gab es um diese Zeit einen berühmten Streit zwischen *Friedrich Carl von Savigny* und *Anton Friedrich Justus Thibaut* darum, ob die Zeit um 1815 reif dafür wäre, eine gesamtdeutsche Kodifikation zu verfassen. Thibaut wollte ein solches Gesetzesvorhaben als Ansporn für und Motor der Nationenbildung verwendet wissen, während Savigny die Zeit für einen solchen Schritt als noch nicht gekommen sah. Savigny obsiegte in diesem Streit, denn zu solchen vereinenden, einheitlichen Kodifikationen kam es erst nach 1871 in Gestalt mehrerer Verfassungsgesetze (1878) und schließlich in Gestalt des Bürgerlichen Gesetzbuches (BGB). Letzteres trat am 1. Januar 1900 in Kraft.

Der lockere Verbund des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation kam dann aber doch noch einmal sehr viel später zu (kurzen) Ehren. Man sah nämlich gut 100 Jahre später in dem juristisch schwer fassbaren Gebilde der Europäischen Gemeinschaft (später dann: Union) so etwas wie eine vage Kopie der politischen Verhältnisse von damals und versuchte, aus diesem Vorbild eines lockeren, eher ideellen als praktischen Gemeinschaftsprojekts Handlungs- und Konstruktionsanweisungen herzuleiten. Das ist allerdings nur in sehr beschränktem Umfang gelungen.

In dem hier interessierenden unklaren Randbereich, in dem es um ein vergleichbares Changieren zwischen objektiv und subjektiv geht, findet sich aber natürlich auch in der Literatur unzählige Beispiele. Etwa bei *Harry Mulisch* in seinem Werk „Das Attentat“, in dem Anton Steenwijk als kleiner Junge gegen Ende des Zweiten Weltkrieges aus dem Verborgenen